

Bauwelt Fundamente 96

**Herausgegeben von
Ulrich Conrads und Peter Neitzke**

Beirat:
Gerd Albers
Hansmartin Bruckmann
Lucius Burckhardt
Gerhard Fehl
Herbert Hübner
Julius Posener
Thomas Sieverts

Goerd Peschken

Baugeschichte politisch

**Schinkel
Stadt Berlin
Preußische Schlösser**

**Zehn Aufsätze
mit Selbstkommentaren**



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Peschken, Goerd:

Baugeschichte politisch: Schinkel, Stadt Berlin,
preussische Schlösser; zehn Aufsätze mit Selbstkommentaren /
Goerd Peschken. – Braunschweig; Wiesbaden: Vieweg, 1993

(Bauwelt-Fundamente; 96)

ISBN 978-3-528-08796-8

ISBN 978-3-322-88865-5 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-88865-5

NE: GT

Alle Rechte vorbehalten

© Friedr. Vieweg & Sohn Verlagsgesellschaft mbH, Braunschweig/Wiesbaden, 1993

Der Verlag Vieweg ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann International.

Umschlagentwurf: Helmut Lortz

Satz: Möller-Druck, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem Papier

ISBN 978-3-528-08796-8

ISSN 0522-5094

Inhalt

Vorwort	7
I. Aus Forschungen über Schinkel	9
Schinkels Bauakademie in Berlin. Ein Aufruf zu ihrer Rettung	11
Schinkels Museum am Berliner Lustgarten	24
Klassik ohne Maß. Eine Episode in Schinkels Klassizismus	46
Ein Vierteljahrhundert Schinkel-Rezeption: meine	65
II. Aus Arbeiten über Berlin im 19. Jahrhundert	75
Das Berliner Mietshaus und die Sanierung	77
Zur deutschen Bürgervilla 1800–1914 Grundzüge einer Baugeschichte der Berliner Villa	94
Die ersten kommunalen Parkanlagen Berlins. Ein Beitrag zur Geschichte des Stadtgrüns	116
III. Aus Forschungen über die Schlösser des ersten preußischen Königs und seinen Architekten Andreas Schlüter	131
Andreas Schlüter und das Schloß Charlottenburg. Corps de Logis und Orangerie	133
Ein Königsschloß für Berlin. Bisher unerforschte Anfänge des barocken Umbaus des Stadtschlusses	179
Städtebauliches über das Berliner Schloß	206
Bibliographie	217

Vorwort

Eine Auswahl meiner Aufsätze zu veröffentlichen – dazu haben Ulrich Conrads und Dieter Hoffmann-Axthelm mich ermutigt. So ein Unternehmen bekommt unvermeidlich etwas von Rückblick, von Bilanz. Dem will ich mich nicht entziehen. Wir werden, glaube ich, von unseren Jugenderlebnissen geprägt. Ein bestimmender Eindruck für mich muß *der Zusammenbruch des Deutschen Reiches* gewesen sein. Damals ist ja nicht nur das Nazisystem zusammengestürzt, sondern auch der von diesem mißbrauchte deutsche Nationalstaat (mitsamt mancher alten Stadt, manchem großen Werk unserer alten Baukunst, Kirchen, Schlössern, Bürgerhäusern – um nur zu nennen, was so einem Baugeschichtler zuerst einfällt). Wie war das nur gekommen? Da unsere Phantasie vorzugsweise mit dem beschäftigt ist, was uns fehlt, mag der Mangel unserer Nachkriegsgesellschaft an geschichtlicher Reflexion meine Baugeschichte eingefärbt haben. Jede Generation muß wieder erwerben, was sie von ihren Vätern ererbt hat, um es zu besitzen. Das war für meine Generation besonders schwer und ist es noch. Diese meine Prägung mag entschuldigen, wenn die Aufsätze so selten ins Vergnügliche fallen. Manche sind aber doch wenigstens mit der Lust an der Provokation formuliert. Wenn schon alles *contre cœur* läuft, schließlich hat man seinen emotionalen Haushalt, muß man irgendwie auf seine Kosten kommen. Besser berechtigt ist die Lust am Erkennen. Die habe ich übrigens öfters mit Tilmann Heinisch geteilt, unter anderem in gemeinsam veranstalteten Seminaren, deren Ergebnisse in dieser Sammlung an einigen Stellen begeben.

Die Artikel sind ausnahmslos Berliner Themen gewidmet, wie überhaupt meine meisten Arbeiten. Ich bin kein Berliner. Für jüngere deutsche Geschichte und Baugeschichte ist Berlin aber nun einmal ein besonders geeignetes Beispiel. Das erste Drittel der Sammlung enthält eine Auswahl meiner Arbeiten über Schinkel, der mich viele Jahre fasziniert hat, so daß ich das Gefühl habe, ich hätte fast ein Drittel meiner Lebensarbeit an ihn gewendet. Das mittlere Drittel der Aufsätze betrifft Mietshaus, Villa und Park, veranlaßt von deren Zerstörung durch die Baupolitik. Das letzte Drittel der Aufsätze gilt den Preußischen Schlössern. Genauer gesagt, ist mein Thema das Berliner Schloß; die kleineren Schlösser darumherum – Charlottenburg, Grunewald usw. – sind mir nur Umkreis des großen Schlosses, des wichtigsten und edelsten Baues Preußens und größten architektonischen Verlustes Deutschlands in unseren Tagen –

ich forsche schon über zwei Jahrzehnte darüber und hoffe, demnächst mit der detaillierten Publikation anzufangen.

Methodisch habe ich je länger je mehr mein Fach als Hilfswissenschaft der allgemeinen Geschichte verstanden. Bei der heutigen Überfülle an Information kann man aber kaum noch einzelne Aspekte aus welcher Wissenschaft auch immer überblicken. Da es allen so geht, tendieren auch die Hilfswissenschaften dazu, gleichberechtigte Spezialgebiete der allgemeinen Geschichte zu werden, und – in dialektischem Umschlag – muß nun jeder von seinem Zipfel aus über das ganze Gewebe urteilen, weil einfach gar nichts anderes übrigbleibt. Und das gilt genauso für die Stelle des Gewebes, wo zur Zeit gewebt wird, für den gerade aktuellen Teil unserer Geschichte, die gegenwärtige Politik, das gegenwärtige Leben – ohne Reflexion auf das ganze, auch auf heute, würde Baugeschichte mich nicht mehr interessieren.

Die einzelnen Artikel sind unverändert abgedruckt, technische Fehler stillschweigend beseitigt (dafür haben sich vermutlich neue „eingeschlichen“), größere Irrtümer oder Kontroversen in besonders gekennzeichneten Anmerkungen behandelt. Auch meine Baugeschichten haben ihre Geschichte, wovon ich jedesmal vorweg einiges ausplaudern will.

Berlin, im Juli 1992

Goerd Peschken

I Aus Forschungen über Schinkel

Schinkels Bauakademie in Berlin. Ein Aufruf zu ihrer Rettung

Während meiner Erziehung und Ausbildung habe ich Autorität in manchen Formen erlebt. Obwohl das die Zeit des „Dritten Reiches“ und der Nachkriegsjahre war, ist mir kein Nazi von überzeugender Autorität begegnet, wohl aber der lutherisch-obrigkeitlich-soldatisch disziplinierte Wissenschaftler (mehrmals), der obrigkeitlich disziplinierte Humanist (mehrmals), einmal auch der bürgerlich disziplinierte Demokrat, einmal sogar der bürgerlich disziplinierte Calvinist – sie alle selbstverständlich eben auch disziplinierend. Natürlich gab es auch Lehrer von weniger autoritärer Ausstrahlung, darunter glücklicherweise sehr freundliche und mir liebgewordene. Einen überzeugenden Liberalen aber habe ich erst nach dem Studium kennengelernt, den Rheinländer Paul Ortwin Rave. Der hatte als junger zweiter Mann in der Berliner Nationalgalerie während der Nazizeit zu retten gesucht, was zu retten war, während sein Chef selbstverständlich den Nazis weichen mußte (die die moderne Sammlung bekanntlich als „entartete Kunst“ geschlossen und geplündert haben). Und Rave hatte als Sekretär im Akademie-Unternehmen des Schinkel-Lebenswerkes mitgearbeitet. Nach dem Kriege wurde er Direktor der Kunstbibliothek und führte nun das Schinkel-Lebenswerk als Herausgeber selbst weiter; die Preußische Akademie des Bauwesens war mit dem Preußischen Staat erloschen. Mein Interesse an Schinkel führte mich zu ihm, und er hat mir den Band über Schinkels architektonisches Lehrbuch übertragen, den ich leider zu seinen Lebzeiten nicht mehr fertiggekriegt habe. Den nachfolgenden Text – meine erste kleine Monographie – hat er angeregt und drucken lassen. Rave ist mir, der ich doch ein grüner Anfänger war, mit einer unglaublichen Höflichkeit und Achtung begegnet. Wenn ich es heute mit Jüngeren, Studenten etwa, zu tun habe, versuche ich immer noch, ihm das nachzumachen.

Die „Allgemeine Bauschule“ sei Schinkels liebster Bau gewesen, berichtet Friedrich Adler¹, Schinkelschüler und selbst Lehrer an der Bauakademie. Er deutet auch vorsichtig an, daß Schinkel hier nicht wie bei seinen anderen Großbauten Eingriffe des Kronprinzen sich habe gefallen lassen müssen. Dieser Vorteil erklärt sich wohl daraus, daß Schinkel diesmal fast selber Bauherr war. In dem Bau sollten die Bauschule und die Oberbaudeputation Platz finden. Bei der Oberbaudeputation war Schinkel selbst der

Leiter, und die mitgeplante Dienstwohnung für den Chef dieser Behörde hat er selbst bewohnt. Mit der Bauschule war er nominell als Lehrer verbunden, er nahm allerdings nur an den Prüfungen teil. Einflußreicher Referent beim zuständigen Ministerium war sein bester Freund, Beuth, der Direktor des Gewerbeinstituts.

Schon die Anregung zum Neubau ist wohl von den beiden Freunden ausgegangen, und wie sie bei dem Vorlagewerk „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ zusammengearbeitet hatten, um das Niveau von baulichen, keramischen, Glas-, Eisenguß-, Textilerzeugnissen zu heben, so war die Bauakademie die Gelegenheit, ein Musterbeispiel der Architektur aufzustellen, wo nicht bloß Architektur gelehrt werden sollte, sondern das selbst eine Bau-Schule sein sollte. Der Reliefschmuck am Gebäude gibt ein Kompendium des Bauens, die Baustile, die Geschichte der Baukunst, große Baumeister, Baumeisterausbildung und -tugenden, Meß- und Zeichengerät, Baumethoden, all dies aufs Schönste erläutert in dem Büchlein *Genius der Baukunst* von Paul Ortwin Rave – so mußte der Bau selbst auch vorbildlich sein.

Das Material

Vorbildlich mußte schon das Material und seine Verwendung sein. Die Aufgabe, Feuersicherheit für eine kostbare Bibliothek, für Plan- und Modellsammlungen zu schaffen, führte zum Ziegelbau. Der Bau ist durch und durch aus dem heimischen Backstein, die Wände und auch die Decken. Aus Sandstein sind nur die Treppenstufen und im Innern die Säulen und bestimmte Kämpferstücke, aus Eisen die Zuganker, die unsichtbar im Mauerwerk liegen, aus Holz der Dachstuhl und einige Decken im Obergeschoß, wo es auf Feuersicherheit nicht ankam. Alles übrige ist Backstein, auch die Fassaden. Sie sind mit roten und streifenweise eingelegten glasierten violetten Klinkern, also besonders hart gebrannten Ziegeln, verblendet. Selbst der Schmuck der Fassaden, die feinen Reliefs mit Figurenwerk und Pflanzenwerk, ist aus gebranntem Ton. Nach über zweihundert Jahren Putzbau mit Stuckdekoration – was beides ja eigentlich Stein vorstellen sollte – war dieser Ziegelbau die ganz bewußte Rückkehr zur Gediegenheit und Echtheit, wie man sie in den Werken der heimischen Backsteingotik sah.

Die Ziegel der Konstruktionsteile wie der meisten Schmuckterrakotten sind Serienarbeit, Fabrikware. Während schon damals und bis heute

die sentimental Klagen über die Seelenlosigkeit der Industriegesellschaft und ihrer Produkte, über Vermassung und Technisierung ertönen, gab Schinkel den modernen Produktionsverfahren ihren Platz in seiner Ordnung. Er begann damit einen Weg, der unter anderem zur heutigen Großblockbauweise im Wohnungsbau geführt hat. Es ist nicht ohne Ironie, daß jetzt, wo ringsherum die industriell gefertigten Bauten hochgewachsen, der Anfang dieser nun siegreichen Entwicklung in die Luft gesprengt werden soll.

Die Konstruktion

Die Bauschule ist nicht nur aus Ziegeln gebaut, sondern auch danach konstruiert. In den Fassaden des quadratischen Baublocks von jederseits acht Achsen sind die Schmuckreliefs genau von der Konstruktion unterschieden. Sie gehören zu den Fensterrahmen und -brüstungen aus gebranntem Ton und sind mit diesen zusammen in das fertige Gerippe des Baus eingesetzt worden, ebenso die Portal-Rahmungen. Denkt man sich nun alle diese Füllungen aus der Konstruktion der Fassaden fort, so bleibt, immer noch von einigen Profilen, Friesen und Konsolen geschmückt, ein Gerippe übrig, bestehend aus den Pfeilervorlagen und den Wandstücken beiderseits davon, die zusammen mit einer entsprechenden inneren Vorlage im Grundriß kreuzförmige Pfeiler ergeben, wie sie sich ähnlich zwischen den Fenstern gotischer Kirchen finden. Diese Pfeiler sind geschosswise durch Segmentbögen verbunden, auch im Mezzaningeschoß, wo allerdings die Verblendung über die Öffnungen weggeht, so daß man sie von außen nur an einigen Breschen sieht, die der Krieg geschlagen hat. Logischerweise hätte die Bänderung der Verblendung in allen Stockwerken über die Vorlagen hinweggehen müssen wie im Erdgeschoß, und es gibt auch eine Zeichnung, auf der dies dargestellt ist. Schinkel hat es aber vorgezogen, die Pfeilervorlagen mit vertikalen Feldern herauszuheben. Immerhin hat er von mehreren gezeichneten Varianten gerade das Blatt mit der durchgehenden Bänderung in seine *Sammlung Architektonischer Entwürfe* aufgenommen.

Die Außenwände der Bauakademie sind Skelettfassaden mit vorfabrizierter Ausfachung. Hinter den „vier gleichen Fassaden“² vermutet man nun eine gleichmäßige quadratische Stützenstellung mit quadratischen Gewölben, etwa Kreuzgewölben oder Kuppeln. Indessen findet man Segmentkappen, über zwei Rasterfelder laufend, parallel zu den Fronten

gespannt, also die offene Seite zu den Fenstern. Die Kappen und ihre günstigste Spannweite ergaben das Achsmaß des Entwurfs, indem nämlich die Stärke von einem halben Stein, mit einigen versteifenden, einen Stein starken Rippen, gerade noch diese Spannung zuläßt; eine weitere Spannung hätte schon doppelt dicke Gewölbe erfordert, eine engere die Kappen „nicht voll ausgenutzt“. Die Kappen ruhen an den Kämpferlinien auf Gurtbögen, die quer zu den Fassaden laufen. Die Säle und Zimmer haben eine kräftig ausgeprägte Richtung. Auf den Quadratraster des Grundrisses sind sie dadurch gebracht, daß die Spannweite der Gurte gleich der der Kappen angenommen ist. Nur auf diese Weise konnte Schinkel den Bau gut um die Ecken führen.

An sich braucht bei dieser Konstruktion die Spannweite der Gurte durchaus nicht gleich der Weite der Kappen zu sein, und normalerweise erhielte man einen Rechteckraster, der Verlängerung nur in einer Richtung erlaubt und also Langbauten ergibt. Genau besehen, besteht auch die Bauakademie aus solchen Langbauten, zweischiffigen, die an den Enden abgeschnitten und stumpf rechtwinklig aneinandergesetzt sind, ohne Verkröpfung, d. h. diagonale Zusammenführung. Zu den drei aneinandergeschobenen Langbauten kommen noch Flure und Treppenhaus, ebenfalls gewölbt, mitsamt dem Innenhof unsymmetrisch, aber immer auf den Rasterlinien disponiert.

An den Stellen, wo die rationalistisch-formale Logik die diagonale Verkröpfung sucht, gehen die Kappen mit der falschen Seite, der Kämpferlinie, bis an die Außenwand, ihr Randschub wird lediglich durch in der Kappe liegende Bögen vom Fenstersturz abgefangen und auf die Pfeiler geführt. Die Kappe mit Entlastungsbogen konnte auf derselben Schalung gemauert werden wie alle übrigen Kappen auch. Eine Diagonaldurchdringung hätte eine andere Schalung erfordert.

Hier gehen also technische Erwägungen der formalen Logik alter Art vor. Die innere Disposition zeigt genau wie die Fassadenausfachung und die Materialverwendung industrielle Züge, nur daß hier besonders deutlich wird, was diese technischen Reihungen beispielsweise von den Achsreihungen der Renaissancearchitektur unterscheidet. An Stelle der dünnen Linien der Geometrie sind Ziegeldicken und Holzstärken getreten.

Man hat das Prinzip der vollen Beanspruchung – siehe Kappenweite – oder das Prinzip der Normgrößen und der auswechselbaren Teile – siehe Schalung – Prinzipien der Technik genannt. Diese Prinzipien wurden hier den Bauschülern demonstriert; es wäre absurd, an Kostenersparnis in einem anderen Sinne als dem des optimalen technischen Effektes zu denken.

Die wichtigsten konstruktiven Vorbilder

Bei baugeschichtlichen Überlegungen muß die konstruktive Konzeption von der städtebaulichen, baukörperhaften einstweilen getrennt werden. Konstruktive Vorgänger der Bauschule in Schinkels Werk sind der Speicher des Packhofs und das Warenhaus Unter den Linden, letzteres schon von außen erkennbar aus Langbauten zusammengesetzt.

Beim Packhofspeicher liegen über zwei gewölbten Geschossen noch drei mit Holzdecken, die nach demselben Schema konstruiert sind, nämlich mit Querbalken und längsgespannten Decken, eng verwandt wiederum mit den Skulptursälen im Alten Museum.

Die Kappenkonstruktion, also die technische Vervollkommnung einer ihm schon geläufigen Konstruktionsweise, hat Schinkel aus England. Zuhause gab es seit Generationen keine gewölbten Geschoßdecken.

Die Engellandreise unternahm Schinkel 1826 zusammen mit Beuth. Sofort nach der Rückkehr ist das Warenhaus Unter den Linden, Schinkels erster Entwurf mit Kappendecken, gezeichnet worden.

In England gab es schon seit 1800 Fabrik- und Speichergebäude der beschriebenen Konstruktion, Langbauten meist, auf Rechteckraster, Säulen aus Gußeisen, Deckenbalken und Decken aus Holz, bei besserer Ausführung Gußeisenbalken und Ziegelkappen. Außen hatten diese Fabriken fast immer glatte Wände. Diese industrielle Bauweise wurde als Angelegenheit nüchternen Notdurft angesehen, sie war natürlich noch lange nicht fein genug für offizielle „Architektur“, in den Städten wurde weiter der klassische Säulenapparat verwendet.

Schinkel skizzierte auf der Reise weniger die klassischen Säulen als die Fabriken. Zu einer Innenansicht einer Deckenkonstruktion der hier beschriebenen Art notierte er: fire proof. Seine systematischen Studien setzten ihn in den Stand, sofort zu erkennen, was die fortgeschrittenere Zivilisation Englands ihm da bot, nämlich die Bautechnik der Zukunft, die ja dann für die Bauakademie das Angemessene war. Er übertrug die Konstruktion ganz in Ziegel – Gußeisensäulen waren in Preußen noch sehr teuer – und kommt deswegen mit der technischen Eleganz seiner Vorbilder allerdings nicht mit. Dafür wagte er, vielleicht als erster, mit den neuen Mitteln offizielle Architektur zu machen, sie offen als „Stilprinzip“ zu verwenden und vorzuführen. Die Bauschule ist von einer „Architektur, die aus den Konstruktionen des Backsteins hervorgeht“², das sind Schinkels eigene Worte.

Die Bauakademie hat Schule gemacht, Preußen ist ja voll von Schinkelschule. Aber Architekten wie Schinkel werden nicht alle Tage geboren; die Qualität, die Kraft der Form, die Logik des Aufbaus, die Feinheit des Schmucks sind von der ganzen Schule und ihren oft vorzüglichen Werken doch nicht wieder erreicht worden. Die schönsten Stockwerksraster nach der Bauakademie hat Louis Sullivan in Chicago gebaut; bei uns sind Stockwerksraster dieser Qualität erst wieder von Ludwig Mies van der Rohe gezeichnet worden – dessen starke Beziehungen zu Schinkel zu entdecken seinen amerikanischen Schülern vorbehalten gewesen ist.³

Wo bleibt nun bei so viel Technik die Kunst? Was kommt heraus, wenn statt der Proportion das technische Optimum die Achswerte bestimmt? Nun, die Fassaden mit den „dreist proportionierten Öffnungen“¹ können ja noch für sich sprechen.

Doch nach der Perspektiv-Ästhetik des Barock ist wirklich alles falsch an der Bauakademie. Traditionelle Züge sind nur das Mezzanin und die nach oben abnehmenden Geschosshöhen, was beides, hier durch verschiedene Benutzung der Geschosse begründet, bei Schinkels letztem großen Rasterentwurf, der Bibliothek, ausgemerzt ist.

Dem Bau fehlt jede Mittelbetonung. Hat ein Besucher auf einer der vier gleichen Seiten endlich die Portale gefunden, so läuft er auf den Mittelpfeiler zu und muß ausweichen, um durch eine der beiden Türen einzutreten. Auf der Treppe windet er sich durch, wo die Pfeilerstellung Platz läßt. Die Säle findet er von Mittelsäulen verstellt.

Barockbauten wurden als Raumgebilde entworfen, sie öffnen sich, bieten Wege an, suggerieren Bewegungsrichtungen, waren räumliche Staffage für davor auftretende Menschen.

Die Bauakademie ist als Gerüst entworfen, ihre Pfeiler und Säulen sind einem gleichsam in den Weg gestellt, um zu zeigen, daß ein moderner Bau nach seinem eigenen Gesetz aufwächst wie ein Baum. Die Bauschule bietet keinen steigernden Hintergrund mehr für ihre Benutzer. Dafür werden deren Gefühle aber auch nicht mehr manipuliert, wird ihnen der Rhythmus ihrer Schritte oder ihres Atems nicht vorgeschrieben.

Selbst der lehrhafte Idealismus der Terrakotta-Reliefs ist sauberlich vom eigentlichen Bau unterschieden, keine Spur davon, daß Raum oder Tektonik als psychologisches Mittel gebraucht wären, nichts drängt sich auf. In den hellen, klaren Sälen soll man gut haben arbeiten können. Die Bauakademie distanziert sich als ein neutrales Gerüst, in dem man sich frei bewegen kann.

Die städtebauliche Einordnung der Bauakademie

Der Städtebau der Schinkelzeit bewegte sich noch in den Bahnen des Barock. Die barocke „Steinstadt“ mit geschlossenen Straßenwänden, Achssystemen, Blickfängen beengte zwar den Romantikern den Atem, aber über eine gewisse Auflockerung des alten Schemas sind sie in den Städten nicht hinausgekommen, man denke an die Münchner Ludwigstraße.

Was ihnen vorgeschwebt hat, kann man an den Landschaftsgärten der Zeit sehen. Es war eine völlig neue Ordnung, orientiert an der Landschaft, in der die Wege und Gebäude nach ihrer eigenen Logik sich entwickeln sollten wie die Bäume. Denkt man sich die strengeren Anforderungen des heutigen Verkehrs dazu, so hat man, was auch heute noch das Ziel ist, und weiß gleichzeitig, wie ungeheuer schwer diese neue Ordnung zu erarbeiten war und noch ist.

Schinkels Luisenstraße und Platz am Neuen Tor sind schnurgerade und hübsch symmetrisch, aber aus der Berliner Stadtmitte hat er eine Landschaft gemacht. Das Barocksystem dieser Gegend fand er ganz unkenntlich und verpfuscht vor, er konnte also neu ordnen, ohne zu zerstören. Mit Schloßbrücke, Wache und Museum hielt er sich noch beinahe im Rahmen des Geläufigen; die Sache reifte ganz langsam. Diese Bauten, so sehr sie die Landschaft schon sprechen lassen, sind in der Planung noch achsial verbunden.

1826 wurde der Packhof geplant, am Kupfergraben, wo heute die Museen sind. Der Packhof-Speicher, mit seinem Stützenraster der unmittelbare Vorgänger der Bauakademie, hätte ein Langbau werden können und war auch zuerst so gedacht, ganz wie die englischen Speicher und Fabriken, die Schinkel gerade gesehen hatte. Er machte aber dann doch einen Vier-Flügel-Bau mit Innenhof daraus. Diese Würfelform ist aus städtebaulichen Gründen gewählt: Der Kubus von fünf Geschossen fast auf der Inselspitze sollte dem Kubus des Schlosses (damals noch ohne Kuppel) und dem Kubus des Zeughauses gewissermaßen antworten. In seiner Veröffentlichung gab Schinkel den Packhofblättern zwei besonders schöne Perspektiven bei, aus denen die städtebauliche Absicht klar hervorgeht.

Die eine zeigt die Ansicht von der Schloßbrücke den Kupfergraben hinab, die schon Schinkels Freund und Biograph Waagen gerühmt hat: „Die Wirkung dieser Gebäude (Packhofanlage) ist besonders schön in der Ansicht von der Schloßbrücke her, bei welcher sie in Verbindung mit dem Museum in glücklichen Verhältnissen hintereinander vortreten.“⁴

Zeughaus und Museum bilden den Rahmen dieses Bildes, die Ferne des Speichers wird durch die davorliegenden Abfertigungs- und Kontrollgebäude kunstvoll gesteigert.

Die andere Perspektive gibt den Blick von der Mehl- (jetzt Monbijou-)Brücke den Kupfergraben hinauf mit dem Schloß im Hintergrund, vorn der mächtige Klotz des Speichergebäudes. Auch in dieser Richtung haben die Dienstgebäude ihre Entfernung veranschaulichende Wirkung. Die Komposition der großen Kuben bezieht sich beide Male auf den Kupfergraben, der, krumm wie er ist, nicht als Achse verstanden werden kann. Er ist viel mehr, nämlich Grundelement der Landschaft.

Der architektonische Kubus in der Landschaft – das ist vielleicht Schinkels größte künstlerische Idee gewesen. In dieser ungeheuren Einfachheit und Monumentalität findet sie sich zum erstenmal bei seinem Hamburger Schauspielhaus, dessen Lage auf den grünen Wällen heute allerdings fast genau so wenig mehr zu ahnen ist wie seine ursprüngliche Gestalt, die übrigens auch konstruktiv-architektonisch von allergrößter Bedeutung gewesen ist.

Die Eindrücke der Englandreise haben die Idee wohl eine Zeitlang etwas zurückgedrängt, aber bei der Packhofs-Planung kam Schinkel am Ende wieder darauf zurück. Bei der Konzeption der Bauakademie, kurz darauf, war der große Gedanke schon gefaßt, es gab kein Schwanken wegen Lage und Form des Baus. Die Bauakademie mußte wieder ein Würfel werden, vier Flügel mit Innenhof. Das Grundstück, das Dreieck zwischen Schloßbrücke, Schleusenbrücke und Werderschem Markt, stand vorher voll Schuppen und Buden des alten Packhofes. Es war schon lange disponibel, und Schinkels ältere Pläne für einen Marstall und andere für ein prinzliches Schloß auf dieser Stelle zeigen, wie wenig selbstverständlich es war, den dreieckigen Platz an der Schloßbrücke freizulassen und den Bau ganz an die Schleusenbrücke zu rücken. Damit erreichte Schinkel außer Straßenverbreiterungen, die bei jedem Neubau möglich gewesen wären, städtebaulich erstens den Abschluß des Werderschen Marktes mit seinem intimen Maßstab von der Weite der Spreelandschaft auf der anderen Seite. Schräg über den kleinen Platz grüßen sich die roten Backsteinfronten von Schinkels erstem und Schinkels letztem großen Blindziegelbau; auch als Skelettbauten sind sie Verwandte. Schinkel ließ auf dem Lageplan in seiner Publikation der Bauschule nicht nur den Hauptgegenstand des Plans besonders dunkel schraffieren, sondern auch die Kirche, was üblicherweise nicht gemacht worden wäre, und ließ auch bei

beiden Gebäuden die Strebepfeiler in den Umriss eintragen, damit seine Gedanken in der Zeichnung Ausdruck fänden.

An der intimen Seite des Gebäudes, der Südseite „An der Schleusenbrücke“, lag Schinkels Wohnung. Aus dem Eckzimmer konnte er voll Freude über das gelungene Werk Markt und Kirche betrachten.

Dadurch, daß Schinkel nicht einfach am Ufer entlang gebaut hat, kommt die Bauschule mit ihrer offenen Seite dem Zeughaus auf Distanz gegenüber zu stehen, und kann nun selbst sich zum Kubus entwickeln und dem Zeughaus spannungsvoll entsprechen. Von der Schloßbrücke sieht man sie so über den Spreegraben hinweg in voller Breite, wie das Schinkels Perspektive denn auch zeigt. Auf dieser Perspektive sind hinter den Häusern der Niederlagstraße Türme und Schiff der Werderschen Kirche gezeichnet. Die beiden Backsteinbauten kontrastieren von hier großartig als Baukörper, der eine schmal, lang, hoch und reich im Umriss, der andere quadratisch, lagernd und von monumentaler Geschlossenheit. Auf dieser offenen Seite lagen die Büros von Schinkels Behörde. Der Blick aus den Fenstern geht über den Platz mit den beiden alten Platanen und den Spreearm zur Schloßbrücke, zum Zeughaus und zum Alten Museum, dahinter staffeln sich jetzt die Museen in die Ferne wie einst die Packhofgebäude; die Kuppel des Kaiser-Friedrich-(jetzt Bode-)Museums bezeichnet etwa die Stelle, wo der große Speicher lag. Die Bäume des Lustgartens und der Garten zu seiten des Neuen Museums, wo Schinkel den Garten des Packhof- und Steuer-Direktors hatte anlegen lassen, gehören wie Wasser und Gebäude zum Ganzen.

Die zweite Perspektive Schinkels zur Bauakademie zeigt die Front von Nahem, mit einer Ecke, dahinter bewimpelte Masten von Lastkähnen, die den Spreegraben andeuten, dann distanzbildend die Häuser an der Schloßfreiheit mit einem Gewimmel von Dächern, darüber in der Ferne sieht man die gewaltige Horizontale der Schloßfront, auch mit einer Ecke, der Bauakademie widerspiegelnd antworten. Die Bauschüler mit ihren großen Mappen gehen über den Platz und nehmen anscheinend nicht einmal bewußt Notiz von so viel Schönheit, die sie noch unverletzt mit Augen ansehen konnten.

Schinkel hat mit Packhof und Bauschule die Mitte Berlins zu einer Stadtlandschaft gemacht. Einen Eckstein des Berliner Städtebaus hat Adler die Bauschule genannt! mit diesem und dem zweiten Eckstein, dem Packhof, hat Schinkel Zeughaus, Schloß und Museum umgedeutet und einbezogen zu einer Komposition korrespondierender Kuben, die die Spreelandschaft zwischen sich fassen und verspannen. Entlang am linken

Spreearm bezeichnet die Reihe der großen Kuben die Distanzen, und die Spree mit ihrem Dunst tut das ihrige, das Ferne noch ein wenig zu verschleiern und zu entrücken.

Die Mitte Berlins ist seither eine Landschaft geblieben, wenn auch einige Akzente sich verlagert haben. Die Kuppeln von Schloß, Dom und Kaiser-Friedrich-Museum kamen dazu, die des Kaiser-Friedrich-Museums übernahm die Funktion des Schinkelschen Packhofs in der Landschaft. Erst 1950 mit dem Schloßabbruch ist diese Architekturlandschaft Fragment geworden. Trotzdem gehört der Blick von Schinkels Arbeitszimmer über Brücke und Museum noch immer zum Schönsten, das es auf der Welt zu sehen gibt.

Wenn die Geschichte des modernen Städtebaus und der modernen Architektur in Deutschland einmal durchgearbeitet sein wird, wird man vermutlich endlich genau wissen, daß die Bauschule Schinkels das bedeutendste Gebäude ist, das in unserem Land im vorigen Jahrhundert gebaut worden ist, und vielleicht auch, daß die Kupfergrabenlandschaft unsere schönste Stadtlandschaft aus dieser Zeit ist.

Die Fortsetzung der Zerstörung dieser Gegend unter dem Titel „Aufbau“ würde nichts anderes sein als die Fortsetzung unseres geistigen Selbstmords.

Anmerkungen

- ¹ F. Adler, Die Bauschule zu Berlin von C. F. Schinkel. Festrede, gehalten bei der Schinkelfeier am 13. 3. 1869. Berlin 1869.
- ² Schinkel, Sammlung Architektonischer Entwürfe..., 28 Hefte. Berlin 1819/40. Heft 25.
- ³ Philip Johnson, Mies van der Rohe. New York 1947.
- ⁴ Gustav Friedrich Waagen, Karl Friedrich Schinkel als Mensch und als Künstler, in: Kleine Schriften von G. F. Waagen, Stuttgart 1875.

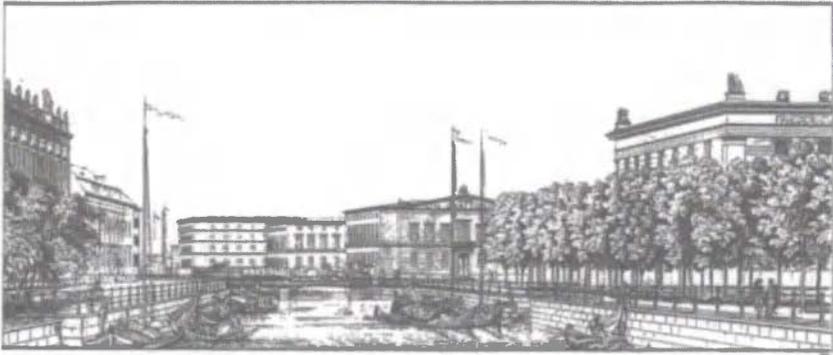
Quelle: Schinkels Bauakademie in Berlin. Ein Aufruf zu ihrer Rettung, Berlin 1961



Die Bauakademie von der Schloßbrücke her (1831). Aus: K. F. Schinkel, Sammlung Architektonischer Entwürfe

Zeichensaal nach der Schleusenbrücke. Foto: Verf. (1960)





Schinkels Kupfergraben-Landschaft von der Schloßbrücke nach Norden, links das Zeughaus, rechts Museum, Packhof-Direktion, Packhofspeicher. Aus: K. F. Schinkel, Sammlung Architektonischer Entwürfe

Schinkels Kupfergraben-Landschaft: Jungfernbrücke, Bauakademie, Zeughaus und Kuppel des Bode-Museums anstelle des Packhofspeichers. Foto: Verf. (1960)





Stadtplanausschnitt mit der Kupfergraben-Landschaft. 1 Werderscher Markt mit Bauakademie und Werderscher Kirche 2 Unter den Linden 3 Wache und Zeughaus 4 Schloßbrücke 5 Lustgarten mit Museum, Dom und ehemaligem Schloß 6 Ehemaliger Packhofspeicher, jetzt Bode-Museum

Schinkels Museum am Berliner Lustgarten

Dieser Aufsatz ist von den Herausgebern des Münchner Kataloges aus zwei Texten zusammenredigiert worden, die ich lieber getrennt gehalten hätte. Den einen hatte ich gleich nach dem Diplom geschrieben, unter dem Titel, den nun das ganze trägt. Er umfaßte die Analyse des Entwurfs, mit den Augen des entwerfenden Architekten gesehen und mit berufskollegialischer Bewunderung verfaßt. Dieser Teil bildet hier etwa die zweite Texthälfte bis kurz vor Schluß. Der andere Text trug die hier weggebliebene Überschrift Der Beamtenbürger und sein Museum. Er steht im Zusammenhang mit einem Seminar aus der Zeit nach der Studentenbewegung, ist also über zehn Jahre jünger. Nun hatte ich gelernt, das Bauwerk nicht nur beruflich borniert zu sehen, sondern auch als Zeugnis für unsere bürgerliche Geschichte. Der Glanz der Einsichten dankt sich dem Glück der Zusammenarbeit in einer Atmosphäre politischer, bürgerlicher, kultureller Hoffnungen, die die eigenen Fähigkeiten potenzierte. Ich wüßte nicht auseinanderzuhalten, was davon Tilmann Heinisch geschuldet ist, dem Mitveranstalter des Seminars. Aber auch die Zuversicht und Begeisterung der Studenten hat uns getragen. Seitdem habe ich eine Ahnung davon, wie kulturell fruchtbare Epochen funktionieren.

Die Münchener Glyptothek ist eine Villa suburbana – den Hinweis danke ich Gottlieb Leinz –, also ein in seiner Erbauungszeit fast konventioneller Bautyp, der in den Dienst einer neuen Bauaufgabe gestellt wurde, nämlich des eigentlich bürgerlichen öffentlichen Museums. Der Fürst machte seine Sammlungen ganz einfach den gebildeten Ständen zugänglich. Das war eine beinahe natürliche, selbstverständliche Sache. Ebenso selbstverständlich hat der Bau bis heute den allmählich geänderten Verhältnissen bequemen Raum geboten, und wäre ohne die Kriegszerstörung sicherlich wenig verändert. Er hat sich, darf man sagen, bewährt.

Die preußische Konkurrenzgründung dagegen, das Museum in Berlin, ist als ein merkwürdiger, neuartiger Spezialbautyp disponiert worden. Der Bau war so sehr auf die Besonderheiten von Ort und Zeit hin ausgelegt, daß er schon sehr bald umgebaut worden ist, lange vor der Kriegszerstörung, und heute nur noch wenig von seiner ersten architektonisch-räumlichen Anordnung übrig ist. Selbst nach eingreifenden Umbauten bietet seine Disposition der Benutzung große Schwierigkeiten; die